

Zeitlos avantgardistisch

„Ars nova“ mit René Clemencic

Wirklich neue Musik bleibt immer neu. René Clemencic zeigt das einmal mehr im Auftaktkonzert seines Zyklus, in dem es um „Ars nova“ und „Ars subtilior“ geht. Musik, die Hunderte Jahre jung ist – und zeitlos raffiniert.

Überschwänglich und begeisterungsfreudig wie eh und je wirkt der mittlerweile 81-jährige René Clemencic; glücklich berichtet er von der soeben erlebten und ihn vollauf befriedigenden Uraufführung seiner Opernepisode nach Leo Perutz' mythendurchwobenem Roman „Unter der steinernen Brücke“ durch das „sirene operntheater“ Wien in der Ankerbrotfabrik oder der ihn gleichfalls tief beglückenden Aufführung seines großen Oratoriums „Kabbala“ im März im Gläsernen Saal des Musikvereins.

Betontes Anders-Sein

Wer so sehr in der Gegenwart und in der Freude über sein eigenes Schaffen lebt, dem möchte man kaum mit der Vergangenheit kommen. Aber das Programm, das Clemencic mit seinem Consort und einem alten Freund, dem Countertenor Dominique Visse, im Oktober zur Aufführung bringen wird, hat mehr als einen Bezug zur Gegenwart, obwohl die Kompositionen zwischen sechs- und siebenhundert Jahre alt sind. Clemencic hat Werke der – musikhistorisch so genannten – Ars nova und Ars subtilior zu einem „möglichst farbigen Programm“ zusammengestellt und damit Werke einer Epoche (etwa von 1320 bis 1420), die wohl erstmals in der europäischen Musikgeschichte ihre Neuheit und ihr ungewöhnliches Anders-Sein herausgestrichen hat und damit auch zwischen Tradition und Fortschritt unterschied.

Gesteigert bis zum Geht-nicht-Mehr

„Ars nova“, die „neue Kunst“, war ursprünglich die Bezeichnung für eine neue Form der musikalischen Notation, die eine bis dahin unbekannte Flexibilität und Präzision im Aufschreiben der rhythmischen Werte erlaubte – der Ausdruck findet sich in einem Traktat des frühen 14. Jahrhunderts, der früher dem Komponisten (und Bischof) Philippe de Vitry (1291–1361) zugeschrieben wurde. Von Vitry und seinem jüngeren und berühmten Zeitgenossen Guillaume de Machaut (ca. 1300–1377) werden im ersten Teil des Konzerts Werke erklingen; im zweiten folgt dann die Musik der „Avantgarde“ um 1400, von Komponisten wie Senleches, Grimace oder Johannes Vaillant, über deren Leben wir kaum etwas wissen.

Die Bezeichnung „Ars subtilior“ bezieht sich dabei auf die „subtilere“, spitzfindige, ja komplizierte Weiterentwicklung der Notation. „Der Motetus“, so erläutert Clemencic eine Hauptgattung jener Zeit, aus der sich unsere „Motette“ entwickelt hat, „war immer eine Sache für Kenner. Und das wird in der Ars subtilior fast bis zum Geht-nicht-Mehr gesteigert“ – ein Prozess, der in seiner zunehmenden Abstraktion und Selbstbezogenheit durchaus an Entwicklungen des 20. Jahrhunderts erinnern mag. Jedenfalls führte, musikhistorisch gesehen, von der Ars subtilior der „Weg ins Freie“ nur über eine radikale Vereinfachung dieser Strukturen.

Die Gleichzeitigkeit des Verschiedenen

Wie hört man eine solche Musik von hochgebildeten, bewusst elitären Klerikern und Höflingen heute? „Der Hörer muss sich auf jeden Fall darauf einstellen“, sagt Clemencic, „dass jede Stimme gleich wichtig ist, aber zum Teil ganz andere Gangart haben kann. Man muss verschiedene Melodien gleichzeitig hören, das spricht wohl eher Bach-Hörer als Mozart-Hörer an. Obwohl bei Bach die Stimmen einander eher ähnlich sind, lauter Verwandte sozusagen. In der mittelalterlichen Art von Polyphonie drücken die Stimmen sehr verschiedene Stimmungen oder Welten aus, etwa so, dass der Tenor in langsamen Notenwerten verläuft und die anderen Stimmen vielleicht chansonartig oder tanzartig sind.“

Wahre Viel-Stimmigkeit

Die Musik von Ars nova und Ars subtilior ist also Polyphonie, Viel-Stimmigkeit im Wortsinn, sie „kommt sehr stark von einem bewusst melodischen Denken“, meint Clemencic. „Natürlich entwickelt hier auch gelegentlich ein harmonischer Zusammenklang Eigenwert. Aber meistens ist er mehr das Zusammentreffen mehrerer Melodieprodukte, die so etwas geregelte Schnittpunkte haben, welche aber in ihrem Eigenwert nicht ausgekostet werden.“ Auch das erinnert wieder an Entwicklungen der Moderne. Wer das unter dem Titel „De Narcisus“ (entnommen einer Ballade von Franciscus Andrieu) stehende Konzert im Brahms-Saal besucht, der mag sich daran erinnern, dass René Clemencic nicht nur ein Meister der Alten, sondern auch der Neuen Musik ist.

Wolfgang Fuhrmann

Dr. Wolfgang Fuhrmann lebt als freier Musikpublizist und Musikwissenschaftler bei Zürich.